

1 Einleitung

Als einer der weltweit meistgelesenen deutschsprachigen Schriftsteller in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts prägte Friedrich Dürrenmatt den politischen Diskurs seiner Zeit mit. Mit seinen scharfsinnigen Denkanstössen und seinen humorvollen Provokationen belebte er die intellektuellen Debatten. Er war bekannt für seine schonungslose Kritik an der Schweiz. Er galt als kritischer Geist, als genialer Querdenker und unbequemer Provokateur, als Skeptiker und Antiideologe. Als origineller Freigeist und Nonkonformist war er schwer einzuordnen und mit den herkömmlichen politischen Kategorien von links und rechts kaum zu fassen. Für die Rechten galt er als Nestbeschmutzer, weil er ihren Nationalismus und Patriotismus lächerlich machte, während ihm die Linken zuweilen sein angeblich fehlendes politisches Engagement vorwarfen, da er für sie mit seinem Eintreten für die Freiheit des Einzelnen zu unverbindlich war.¹

Friedrich Dürrenmatts Schaffenszeit als Schriftsteller deckte sich ziemlich genau mit der Zeit des Kalten Krieges. Im März 1945, kurz vor dem Ende des Zweiten Weltkriegs, veröffentlichte er seine erste Erzählung, und im Dezember 1990, ein Jahr nach dem Fall der Berliner Mauer, starb er.² Der ideologische Konflikt des Kalten Krieges mit dem Antagonismus zweier Gesellschaftssysteme prägte sein politisches Denken. Trotz der ideologischen Zwänge gelang es ihm, sich mit einer eigenständigen intellektuellen Position im öffentlichen Diskurs zu behaupten. Er lehnte den Kommunismus genauso ab wie den Antikommunismus und brandmarkte die Versklavung des Individuums im Kommunismus genauso wie den einseitig auf den Konsum ausgerichteten Kapitalismus.³ In seinen politischen Gleichnissen entwarf er verschiedene Gesellschaftsmodelle, wobei stets das Verhältnis des Einzelnen zum Staat im Mittelpunkt stand. Er thematisierte das moralische Verhalten des Individuums in der Gesellschaft und untersuchte die Funktionsweise, die Mechanismen und die Katastrophenanfälligkeit der gesellschaftlichen Institutionen.

Der englische Schriftsteller George Orwell prägte 1945 in seinem Essay *You and the Atomic Bomb* den Begriff des Kalten Krieges, den er als einen «Frieden, der keiner ist» bezeichnete.⁴ Herbert B. Swope, ein Mitarbeiter des amerikanischen Politikberaters Bernard M. Baruch, verwendete den Begriff des «Kalten Krieges» dann 1947, um den Konflikt mit der Sowjetunion als eine «neue Art von Krieg» zu charakterisieren.⁵ Der New Yorker Journalist Walter Lippmann veröffentlichte schliesslich 1947 eine Broschüre unter dem Titel *The Cold War*

1 Weber (2020a), S. 15.

2 Weber (2006), S. 106.

3 Münger (2014), S. 246.

4 Orwell (1945); Kershaw (2019), S. 23.

5 Baruch (1947); Stöver (2017), S. 11.

und machte den Begriff damit definitiv zum politischen Schlagwort.⁶ Die atomare Bedrohung und der ideologische Gegensatz der Systeme wurden zu den typischen Merkmalen des Kalten Krieges.⁷ Der Kalte Krieg war «kalt», weil es zwischen den beiden Supermächten zu keiner direkten militärischen Konfrontation kam. Der nukleare Showdown blieb aus. Die Atombombe verhinderte, dass der «kalte» zum «heissen» Krieg wurde. Der Krieg zwischen den Supermächten wurde eingefroren. Es herrschte nun während Jahrzehnten eine Eiszeit zwischen den beiden Machtblöcken in Ost und West. Die militärischen Auseinandersetzungen zwischen den USA und der Sowjetunion wurden als «Stellvertreterkrieg» in die Dritte Welt verlagert. Mehr als 150 bewaffnete Konflikte fanden zwischen 1947 und 1991 in der Dritten Welt statt, mit bis zu 20 Millionen Opfern. Für die nördliche Hemisphäre war der Kalte Krieg hingegen eine Phase des Friedens, der durch die garantierte gegenseitige Vernichtung – das «Gleichgewicht des Schreckens» – erzwungen wurde. Trotzdem war er auch hier ein «Krieg» im Sinne eines aktiv betriebenen «Nicht-Friedens».⁸ Der Kalte Krieg war ein lauwarmer, unbequemer Frieden. Der äussere Feind war als «steinerner Gast» auch im Innern stets präsent.⁹ Mitten im Frieden war der Krieg allgegenwärtig. Die ideologischen Feindbilder waren im Osten wie im Westen ein fester Bestandteil des innenpolitischen Diskurses, und die militärische Hochrüstung wie die permanente Kriegsbereitschaft prägten die Mentalitäten auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs. Der Kalte Krieg war eine politisch-ideologische, wirtschaftliche, wissenschaftlich-technische, kulturell-soziale Auseinandersetzung.¹⁰ Er war ein globales Phänomen, das den Alltag der Menschen beeinflusste und bestimmte, wie sie politisch dachten.¹¹

Die ideologische und machtpolitische Konfrontation der Weltanschauungen wurde auf beiden Seiten des Eisernen Vorhangs als ein Kampf zwischen Gut und Böse angesehen.¹² Mit der ideologischen Teilung der Welt in Ost und West wurden die Fronten klar abgesteckt und die gegenseitigen Feindbilder zementiert. Sie wurden im Westen wie im Osten durch intensive Propaganda gepflegt und weiter verstärkt.¹³ Die angenommene Bedrohung durch die Gegenseite prägte die rasante Dynamik der ideologischen, politischen, wirtschaftlichen und militärischen Auseinandersetzung. Die Wahrnehmung der Bedrohung in Ost und West wies dabei verblüffende Parallelen auf. Sowohl die USA wie auch die Sowjetunion waren davon überzeugt, dass ihnen der Kalte Krieg von der Gegenseite aufgezwungen worden sei. Dieser zeichnete sich durch die gefährliche Kombination von ideologischen Feindbildern und der ungeheuren Zerstörungskraft der

6 Lippmann (1947); Stöver (2017), S. 15.

7 Sarasin (2018).

8 Stöver (2017), S. 20.

9 Greiner (2010b.), S. 7.

10 Stöver (2017), S. 21.

11 Ebd.; Westad (2019), S. 9.

12 Westad (2019), S. 10.

13 Neval (2003), S. 620.

Atomwaffen aus. Der Abwurf der Atombomben auf Hiroshima und Nagasaki markierte 1945 gleichzeitig das Ende des Zweiten Weltkriegs und den Beginn des Kalten Krieges. Ganze Generationen lebten seither mit der Angst vor einem apokalyptischen Atomkrieg, der jederzeit ausbrechen konnte und einen Grossteil der Menschheit vernichten würde.

1.1 Stand der Forschung

Cold War Studies

Die historische Forschung zum Kalten Krieg war lange Zeit ebenfalls Teil der ideologischen Auseinandersetzung zwischen Ost und West.¹⁴ Die Geschichtsschreibung ergriff Partei für die eine oder die andere Seite. Im Vordergrund stand zunächst die Frage nach der Verantwortung für den Ausbruch des Kalten Krieges. Im Westen gab es innerhalb der Historiografie einen Richtungsstreit zwischen «Traditionalisten», «Revisionisten» und «Postrevisionisten». Während die «Traditionalisten» bis in die 1960er-Jahre allein die Sowjetunion für die Entstehung des Kalten Krieges verantwortlich machten, schrieben die «Revisionisten» ab den 1960er-Jahren die Verantwortung den USA und ihrer Expansionspolitik zu.¹⁵ Die «Postrevisionisten» der 1970er- und 80er-Jahre teilten dann die Verantwortung beiden Seiten zu, wenn auch nicht immer ganz gleichmässig.¹⁶ Nach dem Ende des Kalten Krieges ermöglichte die Öffnung der sowjetischen Archive den Zugang zu bisher unbekanntem Quellen.¹⁷ Die Asymmetrie des Wissens über den Westen, den Ostblock und die sogenannte Dritte Welt blieb allerdings weiter bestehen. Auch fehlte weiterhin der Zugang zu den Quellen der westlichen Geheimdienste sowie zu den Archivalien der Dritten Welt. Die Historiografie war über weite Strecken eine Politik- und Ereignisgeschichte, welche auf den Antagonismus der beiden Supermächte fokussierte. Die Forschung konzentrierte sich auf die beiden Epizentren der Konfrontation und untersuchte hauptsächlich das politische Handeln der beiden Führungszirkel in Washington und in Moskau.

In den letzten Jahren nahmen die «Cold War Studies» zunehmend eine globale Perspektive im Sinne einer multipolaren und transnationalen Historiografie an.¹⁸ Dazu trug das Interesse für die Peripherie und für die Bedeutung der «kleinen Akteure» bei. Daraus hervorgegangen ist eine Vielzahl von Einzelstudien

14 Zur Historiografie des Kalten Krieges siehe Greiner (2010b), Oldenburg (2008), Dijk (2006) und Stöver (2005).

15 Stöver (2017), S. 16 f. Zu den «Traditionalisten» gehört etwa Kennan (1967, 1972), zu den «Revisionisten» zählen Williams (1959), Kolko (1968, 1972), Horowitz (1969) und Gardner (1976).

16 Stöver (2017), S. 17 f. Als «Postrevisionisten» gelten Jervis (1976), Yergin (1977), Loth (1980) und Gaddis (1983, 1987).

17 Leffler (1996, 1999).

18 Westad (2000a, 2000b, 2005).